



SPIRITANER

Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist

SPIRITANERINNEN

Die Beilage Ihrer Ordensgemeinschaft im Missionsmagazin kontinente • 1-2010



Begegnung der anderen Art: Ein afrikanischer Missionar in Deutschland.



Afrikanische Spiritaner erfahren die Begegnungen in Europa als herzlich.

Als Missionar in Deutschland

Fünf Spiritaner – zwei Nigerianer, zwei Kenianer und ein Ire: In dieser Ausgabe erzählen sie, welche missionarische Aufgabe sie nach Deutschland geführt hat. Doch zuvor beantwortet einer von ihnen, der Ire John Dyole, die Frage, warum Deutschland ein Missionsland ist.

Warum ist Deutschland ein Missionsland? Als Antwort fällt mir ein Bild ein.

Ich sehe einen Mann, der durch die Welt geht. Er trägt Scheuklappen. Einiges sieht er, weil er es sehen will; einiges blendet er aus, weil er es nicht sehen will.

Was sieht dieser Mann, was betrachtet er gern? Er sieht gern die Bereiche des Lebens, die er beherrscht; wo er selbst am Zuge ist, wo er sich souverän fühlt, wo er selbst der Wichtige, die Nummer Eins ist. Er sieht, und sieht gern seine Gesundheit, Schönheit, Jugend, Fähigkeit, sein Gutausgebildetsein, seine Leistung. Aber es gibt auch Bereiche, wo er nicht alles in der Hand hat. Von diesen Bereichen will er lieber

wegschauen. Deshalb die Scheuklappen. Was sind die Bereiche, die er nicht sehen will, wofür die Scheuklappen?

Die linke Scheuklappe blendet unangenehme Fragen in Verbindung mit Geburt aus. In Sachen Geburt hat er wenig in der Hand; da läuft vieles unabhängig von ihm ab; da ist vieles Gegebenheit. Wieso ist gerade er geboren, wenn so viele Kinder nicht überleben und abgetrieben werden? War sein Überleben seine eigene Leistung oder muss er dafür jemandem oder etwas Größerem als er selbst dankbar sein? Warum ist er als Deutscher geboren

und nicht als Bewohner eines Landes mit großer Armut? War das seine Leistung oder ist er auch da jemandem oder etwas Größerem als er selbst zu Dank verpflichtet?

Dieses sind unangenehme Fragen, die ihn an seine Grenzen führen. Dahin will er nicht. Daher die linke Scheuklappe.

Und die rechte Scheuklappe? Die blendet alles aus, was in Verbindung mit dem Tod steht. Krankheit, Schwäche, das Nicht-Mehr-Können; davon will er nichts wissen. Er schafft es nicht, den wichtigsten Satz der Welt über die Lippen zu bringen: „Das könnte ich

sein“. Diese vier Worte sind ihm zuviel, die findet er unerträglich; deshalb die rechte Scheuklappe. Gelegentlich wird es ihm bewusst, dass er sich in die Tasche lügt; da wird er unruhig. Da wuselt er herum, sucht hier und da nach Tiefe. Er weiß nicht, was er sucht, weiß aber, dass ihm etwas fehlt. Er weiß, dass er nur einen Teil der Wahrheit in den Blick nimmt, möchte aber die ganze Wahrheit. Er sucht einen Weg, alles unter ein Dach zu bringen, er sucht das volle Leben.

Er sucht und findet nicht; aber die Sehnsucht nach einer Antwort lässt ihm keine Ruhe.

Warum ist Deutschland ein Missionsland? Es fällt mir nur dieses Bild ein.

Brückenbauer zwischen Kenia und Deutschland sein

Pater David Mwaura über seine zwei Aufgaben in der Mission Deutschland, die er erfüllen soll und die ihn erfüllen sollen.

Ich bin von der deutschen Provinz der Spiritaner eingeladen, in Missionsprojekten in Deutschland mitzuarbeiten. Seit Juni 2005 bin ich in Deutschland. Nach einem Sprachkurs machte ich ein Pastoral-Jahr in Gundelfingen in der Diözese Augsburg. Während diesen Jahres konnte ich die deutsche Kirche hautnah erleben. Seit Januar 2008 arbeite in in unserer Kommunität in Stuttgart im Programm „Missionar auf Zeit“ mit. Es bietet Jugendlichen die Möglichkeit, mit Ordensleuten in anderen Kulturen zu leben, zu beten und zu arbeiten. Aufgabe unseres Teams ist es, junge Menschen vorzubereiten, zu begleiten und ihnen nach der Rückkehr zu helfen, wieder „anzukommen“. Meine Hoffnung ist, dass die Missionare auf Zeit, wenn sie wieder in Deutschland sind, einen Weg finden, um ihre positiven und

setzen, sich in der Gemeinde und in der Gesellschaft zu engagieren und vor allem, sich für Gerechtigkeit einzusetzen. Ein Jahr im Einsatz soll den jungen Men-

P. DAVID MWAURA



Geboren: 1973 in Kenia.
Priesterweihe: 2002.
Missionar in Tansania und seit 2005 in Deutschland.

schen den Blick weiten für das, was es heißt, zu einer weltweiten Kirche zu gehören. So knüpfen Rückkehrer ein globales Netz der Solidarität mit der Weltkirche.

nach dem Motto „Empfangen und geben, miteinander leben und voneinander lernen.“

Deutsche tun sich schwer, über ihren Glauben zu reden

Meine zweite Aufgabe ist es, die „Missionarische Animation“ der deutschen Provinz zu koordinieren. Missionarische Animation bedeutet missionarische Bewusstseinsbildung sowohl nach außen als auch nach innen unter den Mitbrüdern und den Laien-Spiritanerinnen und Laien-Spiritanern. Ziel und Aufgabe dieser Arbeit heißen, die Menschen, vor allem die Jugendlichen, von unserer Lebensweise, unserer Spiritualität und Charisma als Spiritaner zu begeistern. Wir nehmen an verschiedenen Veranstaltungen teil, zum Beispiel an Katholikentagen oder an Ökumenischen Kirchentagen. Wer diese Treffen erlebt, wird zugeben, dass sie Orte der Spiritualität und des Gebetes, Raum der Begegnung und des Glaubenaustauschs sind. Diese Veranstaltungen bieten den jungen Menschen eine Gelegenheit, über ihren Glauben zu reden. Für die Christen und vor allem die Jugend in Deutschland ist Religion oder Glaube Privatsache. Ich komme aus Kenia. Dort ist Religion ein öffentliches Geschehen. In Afrika merkt man sofort, wie schnell die Leute zum Gespräch über Glauben kommen und wie die Menschen im Alltag über ihren Glauben reden. Kenianer reden ganz offen darüber, was Glaube und Gott für sie bedeutet und warum sie in den Gottesdienst gehen. Ich staune auch, wie stark der Gottesdienstbesuch in Kenia

ist. Die Freude am Glauben ist unmittelbar. Die Kirche in Kenia schaut voll Hoffnung in die Zukunft. Aus meiner Erfahrung hier möchte ich sagen, dass die Deutschen sich sehr schwer tun, über den eigenen Glauben zu sprechen, ihre Erfahrungen zu teilen. Der Gottesdienstbesuch hier in Deutschland nimmt immer mehr ab. Viele Jugendliche haben den Kontakt zur Kirche verloren. Deswegen möchten wir durch Animationsarbeit solche Angebote organisieren, durch die Jugendlichen eine Möglichkeit bekommen, über ihren Glauben zu reden und sich auszutauschen.

Junge Menschen sollen mich als Begleiter erleben

Mein Ziel: ich sehe meine zwei Arbeitsfelder als meine Mission für die Kirche in Deutschland. Die Mission, die ich erfüllen soll und auch die Mission, die mich erfüllen soll. In unserer deutschen Provinz ist eine vielfältige und lebendige Jugendarbeit ganz wichtig. Sie ist für mich nicht nur eine große Herausforderung, sondern auch eine Bereicherung. Durch unsere Jugendarbeit möchte ich erreichen, dass die jungen Menschen mich als Begleiter erleben, der sich für sie Zeit nimmt, der einer von ihnen ist und der bereit ist, ihr Leben zu teilen.

Ich hoffe, unsere MaZ-Arbeit wird den Jugendlichen dabei helfen, ihre Begabungen, Talente und Berufungen zu entdecken. Ich wünsche, dass unsere MaZ-Arbeit und die Missionarische Animation Früchte für die Kirche in Deutschland tragen werden.

Pater David Mwaura



Pater David Mwaura (vorne links) mit einem MaZ-Team in Stuttgart.

wertvollen Erfahrungen aus den Einsatzländern weiterzugeben und einzubringen in die Familien, in Kirche und Gesellschaft. Nach dem Einsatz kommen sie verändert und verwandelt zurück, und viele beginnen, sich bewusster mit dem Leben auseinander zu

Als Missionar aus Kenia habe ich ebenso den Auftrag, der Weltkirche in Deutschland ein Gesicht zu geben. Ich bin ein Brückenbauer zwischen meiner Heimatkirche und der Kirche hier. Denn Mission ist heute keine Einbahnstraße mehr. Als Missionar arbeite ich

„Ich schaue, dass ich nach Hause komme!“

Pater Patrick Mwanja Musau hat in Deutschland Überraschendes erlebt – und kehrt dennoch bereichert nach Kenia zurück.

Vor ein paar Tagen verabschiedete ich mich von den Gottesdienstbesuchern in einem Altenheim. Bevor ich an den Haupeingang kam, begegnete mir eine alte, etwas verwirrte Bewohnerin des Altenheimes, die ich anlächelte und freundlich begrüßte. Die Dame schaute mich an und fragte mich: „Wer bist Du und was machst Du hier?“ Daraufhin stellte ich mich vor, sagte, dass ich ein Pater sei, gerade den Gottesdienst gehalten hätte und auf dem Weg nach Hause sei. Die Frau machte ein böses Gesicht und sagte zu mir: „Schau das Du nach Hause kommst! Aber sofort!“ Seit drei Jahren bin ich als priesterlicher Mitarbeiter in der Gemeinschaft der Gemeinden Eschweiler-Mitte tätig. Mit Gottesdiensten, Taufen, Hochzei-

ten, Krankenbesuchen, Beerdigungen und Dienstgesprächen habe ich neben der Arbeit an meiner Doktorarbeit alle Hände voll zu tun.

Mir ist es wichtig, dass ich als Priester neben dem theologischen Studium auch immer Seelsorge betreibe. Ich wollte Kontakt mit den Menschen. Mein Ziel ist es, Menschen, da wo sie leben, kennenzulernen, für sie Ansprechpartner und ein Begleiter im Glauben zu sein, indem ich meinen Glauben mit ihnen teile. Es ist mir wichtig, das Anderssein der Menschen in Deutschland und ihre andere Art, den Glauben zu leben, kennenzulernen. Menschen anderer Kultur zu begegnen, ihnen das zu geben, was ich von Afrika mitgebracht habe, und von ihnen zu lernen, ist meine missionarischer Einstellung.

P. PATRICK MWANIA MUSAU



Geboren: 1975 in Kenia.
Priesterweihe: 2004.
Missionswissenschaftliches
Doktorat in Deutschland
von 2004-2009.

Das Anderssein des Glaubens nehme ich mit nach Kenia

Ich habe meine Zeit in Deutschland immer als Bereicherung empfunden. Das Pastoralteam, mit dem ich arbeite, und die Gottesdienstbesucher sind freundlich und interessiert an der Sache des Glaubens. Ich fühle mich wohl und arbeite gerne mit.

Wer sich in Deutschland für den Glauben entschieden hat, glaubt wirklich. Wer den Sinn des Glaubens gefunden hat, der zieht es durch. Das schätze ich. Im Unterschied zu den Men-



schen in Kenia glauben viele Menschen in Deutschland mehr mit dem Kopf als mit dem Gefühl. Der Glaube in Kenia scheint mir viel emotionaler. Man glaubt mit dem ganzen Körper; und das drückt sich in der Lebendigkeit der Gottesdienste, in manchmal nicht enden wollenden Gesängen und Tänzen aus. Gottesdienste in Deutschland sind eher rational, kühler und sollen eine gewisse Zeit nicht überschreiten. Manchmal habe ich den Eindruck, dass der Glaube vieler Christen hier nicht viel mit dem Alltag zu tun hat. Das Leben in Deutschland ist eingeteilt in verschiedene Bereiche: Familie, Arbeit, Glaube und Freizeit. Der Glaube ist Privatsache. Bei mir zu Hause ist

der Glaube Bestandteil des alltäglichen Lebens.

Ich sage nicht, dass das Eine besser sei als das Andere. Es ist einfach anders. Das Andersein ist für mich kein „Bessersein“ oder „Schlechtersein“, sondern eine Bereicherung.

Diese Bereicherung, die ich erfahren habe durch das Andersein des Glaubens in Deutschland, nehme ich mit, wenn ich jetzt nach Kenia zurückkehre, um an der theologische Hochschule in Nairobi zu arbeiten. Ich schaue also, dass ich nach Hause komme, nicht wegen der Frau im Altenheim, sondern, damit ich die Aufgabe in Kenia übernehmen, für die ich mich hier in Deutschland vorbereiten durfte.

Pater Patrick Mwanja Musau

„Ein Afrikaner fällt auf. Meine Anwesenheit hat fast immer einen Überraschungseffekt.“

Die deutsche Kirche, die bisher die sogenannten jungen Kirchen gegründet und unterstützt hat, ist nun angewiesen auf die Hilfe aus diesen jungen Kirchen. Das ist ein Wendepunkt im missionarischen Wirken der Kirche. Aber durch die Mitarbeit von Priestern und Ordensleuten aus anderen Kulturen wird die deutsche Kirche verändert. Die Kirche in Deutschland erfährt sich als Empfangende.

Einer entchristlichten Bevölkerung begegnen

Während meines Theologiestudiums in Frankreich hatte ich mit dem Gedanken gespielt, in eine nicht klassische Pastoral (Sonderseelsorge) einzusteigen. Rostock kam in den Blick. Was hat mich bewegt, mich für eine missionarische Tätigkeit zu entscheiden, unter Menschen zu gehen, die von 60 Jahren Sozialismus geprägt sind?

2003 fuhr ich nach Rostock, um mir ein Bild von der Situation zu machen und von Mitbrüdern zu hören, welche Erfahrungen sie bei ihren pastoralen Bemühungen machen. In der Tat begegnen die Rostocker Spiritaner einer weitgehend entchristlichten Bevölkerung. Katholiken gibt es in ganz Mecklenburg nur 42 765 rund 3,5 Prozent der Bevölkerung (laut Homepage des Erzbistums Hamburg, Stand 31.12.2008). Der Druck des religionsfeindlichen Sozialismus hatte die Katholiken

P. EMEKA NZEADIBE



Geboren: 1974 in Nigeria.
Priesterweihe: 2003.
In Deutschland seit 2004.

dazu geführt, Nischen in ihren Gemeinden zu finden, in die sie sich von dem sozialistischen Alltag zurückziehen konnten. Hier wuchsen aber christliche Kerngemeinden derer heran, die dem Glauben treu blieben.

Diesen Christen begegnen auch die Rostocker Spiritaner. Alles, was ich bei diesem Besuch erleben und hören durfte, vertiefte meinen Wunsch, dort zu arbeiten. Nach einem neunmonatigen Sprachkurs in Aachen zog ich nach Rostock um.

Die Herausforderung liegt darin, Wege zu finden, um in Rostock als Missionar arbeiten zu können. Einerseits geht es darum, Christen im Blick zu haben, aber andererseits auch darum, Möglichkeiten zu erforschen, Nicht-Glaubenden zu begegnen: Behutsames Einfühlen in ein so ganz anders geartetes Umfeld wurde erforderlich.

Auch der eigene Glaube gehört unter die Lupe

Als besonderen Reiz meiner Arbeit sehe ich den Brückenschlag zwischen den Kulturen. Zum missionarischen Dasein gehört für mich eine gewisse Entäußerung der eigenen Vorurteile, um sich einführen zu lassen in die Kultur des anderen. Dies ist eine schwierige und anspruchsvolle Anforderung. Es gilt sich seiner alten Vorurteile zu entäußern, die Welt als komplexes Gebilde wahrzunehmen und sich nicht mit einfachen Antworten zufriedenzugeben. Auch der eigene Glaube und der kulturelle Stolz müssen unter die Lupe genommen werden, wenn man Zeuge der Versöhnung unter den Völkern sein will. Es gilt auch, verschiedene Kulturen nicht zu bewerten. Es bedarf großer Demut anzuerkennen, dass jede Kultur etwas Besonderes hat, auch wenn sie einem fremd vorkommt.

Immer wieder gefragt: Warum bist du gekommen?

Ich bin nicht nach Deutschland gekommen, um hier ein materiell besseres Leben als in Afrika zu finden. Auf die Frage „Warum bist du hierher gekommen?“ habe ich schon ein paar Mal geantwortet. Ich bin gekommen, um Menschen zu begegnen. Um die Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen, optimal zu gestalten und zu nutzen, bedarf es der Offenheit. Für

mich steht an der ersten Stelle „Begegnung auf Augenhöhe“. Ich begegne den Menschen als Mensch, nicht als Geistlicher. Sich hinter den klassischen priesterlichen Funktionen, Kleidung oder Pastoral zu verstecken, hilft nur wenig. Es bedarf eines starken Rückgrats, um über die Grenzen der Kirchengemeinde hinaus zu gehen, Begegnung zu wagen und Wurzeln zu schlagen.

Eng mit der Begegnung verknüpft ist das „Da-Sein“ für die, die auf der Suche sind, aber nicht von der klassischen Pastoral erreicht werden. Mein Leitwort war also: „Wage es, denen nahe zu sein, die fern stehen, ohne die Nahestehenden aus dem Blick zu verlieren“.

Dies habe ich in vielerlei Hinsicht bewusst oder unbewusst umgesetzt: in der Pfarrgemeinde, an der Universität, unter den Jugendlichen oder in der Stadt. Ich habe viele Aufgaben in Rostock und Umgebung wahrgenommen: als Kaplan in der Christusgemeinde, Studentenseelsorger, Beauftragter weltkirchlicher Angelegenheiten in unserem Dekanat, Dekanatsjugendseelsorger, Ansprech-





partner für Nicht-Deutsche-Christen. In meiner Eigenschaft als Kaplan war die Gemeinde für mich eine feste Plattform und bot mir eine gewisse Sichtbarkeit in der Stadt. Im ökumenischen Arbeitskreis und beim Interreligiösen Gespräch habe ich intensiv mit Christen anderer Konfessionen und Menschen anderer Religionen zusammengearbeitet. Über das Christliche und das Gemeindliche hinaus hatte ich auch ein Bein in nicht-kirchlichen Einrichtungen durch Vorträge, Erzählende oder Talkshows. Nun bin ich seit dem 1. September in

Teterow als Landesjugendpfarrer Mecklenburgs und als Studentenfarrer in Rostock tätig. Als Afrikaner habe ich bisher keine negativen Erfahrung gemacht und hoffe, dass es so weitergeht. Meine Präsenz in verschiedenen Situationen und Wirkungsstätten hat fast immer einen Überraschungseffekt im positiven Sinne. Ein Afrikaner fällt auf und ist für die meisten Leute ein totales Novum, besonders außerhalb der katholischen Gemeinde. Diese „Gunst der Stunde“ habe ich immer wieder genutzt. Wohl nur wenige Afrikaner hierzulande neh-

men es wahr als positives Zeichen. Für mich sind diese Momente der Öffentlichkeit auch Gelegenheiten, Brücken zu schlagen zwischen den Völkern und Kulturen, meinen Gesprächspartnern eine andere Welt zu eröffnen und auf unsere Menschlichkeit hinzuweisen. Nicht zuletzt ist mein missionarisches Dasein untrennbar von meinem priesterlichen Dasein, einem Dasein, das sich der Transzendenz öffnet, also den Blick in den Himmel lenkt.

**Jeder glaubt mehr,
als er denkt**

Mir geht es darum, dass Menschen, denen ich begegne, sich für diese andere Realität öffnen und nicht die Transzendenz ausblenden, weil sie nicht zu ihrem Weltbild oder ihrer Vernunft passt. Letztendlich geht es mir darum, darauf hinzuweisen, dass unser Leben über sich hinausweist, dass das, was uns trägt, mehr ist als Vernunft, dass jeder mehr glaubt als er denkt, dass Glauben nicht nur für die Glaubenden da ist, sondern das Glauben etwas Ursprüngliches ist, dass Glauben und Wissen und Wissenschaft keine Gegensätze sind, auch wenn das Wissen maßlos übertrieben wird. Das, was mich trägt, nenne ich als gläubiger Mensch Gott, den ich hier bezeuge, als Mensch, als Spiritaner, als Missionar.

Pater Emeka Nzeadibe



**Generationswechsel bei den Spiritanern:
Unter die meist älteren Missionare aus Europa gesellen sich immer mehr junge Afrikaner.**

„Sei da, sei aufmerksam, sei spontan“

Als Krankenseelsorger in Rostock fühlte sich Pater John Doyle allen Patienten und Mitarbeitern verpflichtet – nicht nur den Katholiken.

Als ich 1997 nach Rostock kam, wurde ich gebeten, Seelsorger im Universitäts-Krankenhaus zu werden. „Werden“ ist das richtige Wort, weil es bis dahin wegen der kommunistischen Vergangenheit keine katholische Seelsorgsstelle gab. Es sollte meine Aufgabe sein, diese Stelle aufzubauen.

Ein Krankenseelsorger ist für alle Patienten da, für das medizinische Personal und alle Angestellten. Und nicht nur für Katholiken. Eine schöne Idee, aber wie beginnen? Auf mich alleine gestellt, wäre ich verloren gewesen. Es waren ein katholischer Laie, der Krankenhausbesuche machte, und der protestantische Pastor, die mir eine große Hilfe waren. Sie sahen in mir einen Helfer, und ich in ihnen die Rettungsleine. Konfessionelle Unterschiede waren für uns von geringem Interesse angesichts unserer Aufgabe, die christliche Botschaft an jene Menschen heranzutragen, die gut ohne diese Botschaft auskommen und sagen: Vielen Dank. Ich habe deshalb keinen Plan ausgearbeitet, sondern nach der Methode gehandelt: **Sei da, sei aufmerksam, sei spontan.**

„Sei da“ meint: Mach die Runde, sehe und werde gesehen. Die wenigen Katholiken besuchen, würde meine Zeit nicht ausfüllen, in einem Büro sitzen, würde nichts bringen, weil niemand etwas von mir will. Also lass dich sehen, werde bekannt, auch wenn niemand so recht weiß, was du tust und warum. Werde Teil des Ortes.

Dann – durch tägliches Grüßen, zufällige Kontakte – wächst etwas. Plötzlich werden Fragen gestellt, Informationen ausgetauscht, und so langsam kommst du rein.

„Sei aufmerksam“ bedeutet: Be-

obachte die täglichen Abläufe auf jeder Station. Wann ist das Personal unter Druck? Wann bist du ihnen lästig und wann weniger. Respektiere die Abläufe, vor allem des Pflegepersonals. Wenn ich mich der Situation auf der Station anpasste und wegging, um zu einem günstigeren Zeitpunkt wieder zu kommen, erntete ich viel Offenheit und Entgegenkommen.

„Sei spontan“ klingt einfach, aber das war das Schwierigste. Sei spontan in dem Sinne, keinen festen Ablaufplan zu haben: Lass die Dinge auf dich zukommen. Begegne den Leuten, so wie es sich ergibt – leichter gesagt als getan.

Gottlose Menschen, die alles andere sind als das

Aus meiner Arbeit mit Patienten ohne kirchliche Bindung möchte ich zwei Beispiele erzählen. Ein Patient sagte mir, dass er nicht an Gott glaube, kein Interesse an der Kirche habe und dass er nicht von einem Seelsorger besucht werden möchte. Er war Langzeitpatient.

Ich respektierte seinen Wunsch, grüßte ihn jedes Mal und fragte ihn nur, wie es ihm gehe. Nach dem fünften oder sechsten Mal rief er mich zu sich und fragte: „Sind Sie wirklich an mir interessiert?“ Er lud mich ein zu einem Gespräch. Er hatte gedacht, ein katholischer Seelsorger sei nur an Katholiken interessiert.

Ein anderes Beispiel: Der Psychologe des Krankenhauses ließ mir eine Nachricht zukommen: „Würden Sie bitte Patient X besuchen? Er ist zwar kein Kirchenmitglied,

aber ich glaube, er fällt mehr in Ihre Kompetenz als in meine“. Der Patient lag auf der Palliativstation und wusste, dass er bald sterben würde. Seine Bitte ist klar: „Ich glaube nichts, ich wünsche keine Hilfe. Aber bitte helfen Sie meiner Frau. Sie wird mit der Situation nicht fertig.“ In den nächsten Tagen traf ich die Frau im Krankenhaus, und als ihr Mann starb, bat sie mich, ihn zu beerdigen. Als ich mich dann mit der Familie traf, um die Einzelheiten zu besprechen, stellte ich klar, dass ich ein katholischer Priester sei und die Feier nach katholischem Ritus gestalten wolle. „Aber die Gewänder“, sagte die Tochter, und mir wurde klar, dass sie Angst hatte: Die Angehörigen würde es befremden, wenn ich in liturgischen Gewändern erschiene. Wir einigten uns, dass ich das trage, was sie gewohnt sind: einen schwarzen Anzug und eine schwarze Krawatte.

Niemand, der an der Beerdigung teilnahm, hatte eine Beziehung zur Kirche, keiner gab eine Antwort, niemand betete beim Vater unser mit. Nachher bedankten sich viele bei mir für die „wunderbaren Worte“. Das machte mir die beeindruckende Kraft des Beerdigungsritus klar, einfach und ruhig vollzogen, ohne Kommentare.

Aus Gesundheitsgründen musste ich die Arbeit als Krankenhaus-Seelsorger aufgeben. Was mir bleibt, sind Erinnerungen an Menschen, die oft als gottlos beschrieben werden, die aber in Wirklichkeit alles andere sind als das. Das menschliche Herz ist wahrhaftig auf Gott hin geschaffen, auch wenn es nicht immer die Worte findet, seine Sehnsucht auszudrücken.

Pater John Doyle

P. JOHN DOYLE



Geboren: 1937 in Irland.
Priesterweihe: 1964.
Missionar in Irland, Nigeria, Brasilien und von 1997 bis 2009 in Deutschland.



Spiritaneerpater John Doyle redet gerne Klartext.

„Ich will die Schüler und Schülerinnen nicht zu Nigerianern bekehren!“

Pater Chidi Emezi ist Schulseelsorger am Gymnasium in Würselen-Broich und Seelsorger der englischsprachigen, afrikanischen Gemeinde im Bistum Aachen.

Nach einigen Jahren in Papua-Neuguinea ist Deutschland das zweite Land, in dem ich als Spiritaner-Missionar tätig bin.

Seit April 2008 arbeite ich als Schulseelsorger am Heilig-Geist-Gymnasium in Würselen-Broich. Das war anfangs nicht leicht. Die Sprache bereitete mir noch Schwierigkeiten, und ich hatte Sorge, ob ich als Afrikaner angenommen werde. Aber ich verzweifelte nicht, sondern nahm mir Pater Peter, meinen nigerianischen Mitbruder, zum Vorbild, der damals auch als Schulseelsorger an der Schule tätig war. Er hat mich immer ermutigt. Auch von den älteren deutschen Mitbrüdern in unserer Kommunität konnte ich profitieren.

Zuerst hatte ich den Eindruck, die Schülerinnen und Schüler sind verschlossen und für sich; aber als ich sie näher kennenlernte, merkte ich, dass das Gegenteil der Fall ist. Ich wunderte mich oft, wie offen sie mir gegenüber waren und wie wissbegierig sie sein können. Ich bin in einem Land aufgewachsen, in dem viele Dinge anders sind. Auch in Papua-Neuguinea erlebte ich andere Verhaltensweisen. Bei mir zu Hause, meine ich, sind die Leute lockerer und unkomplizierter. Man muss sich etwa nicht anmelden, wenn man jemanden besuchen will, vor allem, wenn man befreundet ist. Aber die Unterschiede der Menschen interessieren mich auch sehr; und

ein Ziel meiner Arbeit mit Jugendlichen ist es, das Interesse und die Aufmerksamkeit zu wecken für Verhaltens- und Lebensweisen anderer Kulturen.

Ich will die Schüler und Schülerinnen am Heilig-Geist-Gymnasium nicht zu Nigerianern bekehren, aber ich möchte, dass sie lernen, dass es noch mehr gibt als Deutschland. Und dass sie ein Interesse für die Werte und Sorgen anderer Kulturen und Erdteile bekommen. Das ist für mich als Spiritaner wichtig.

In die deutsche Kultur und in die Jugendkultur eintauchen

Mit den Jugendlichen zu arbeiten, heißt für mich, von ihnen zu lernen, und in Wechselwirkung können sie von mir lernen. Schulseelsorge am Heilig-Geist-Gymnasium bedeutet mehr, als Messen zu lesen und Beichte zu hören. Die Beichte existiert sowieso hier überhaupt nicht mehr.

Schulseelsorge heißt für mich nicht, in einem Büro zu sitzen und auf Leute zu warten, die Beratung brauchen. Als Schulseelsorger zu arbeiten, ist die Teilnahme am Leben der Schülerinnen und Schüler. Und das heißt ein Doppeltes: In die deutsche Kultur und in die Jugendkultur einzutauchen.

Wir Schulseelsorger stehen nicht allein. Im Team mit den Religionslehrerinnen und -lehrern versuchen wir den Jugendlichen



P. CHIDI EMEZI



Geboren: 1970 in Nigeria.
Priesterweihe: 1998.
Missionar in Papua-Neuguinea und seit 2006 in Deutschland.

zu helfen, reife Menschen zu werden und ihnen die Begeisterung und das Interesse am Glauben zu erhalten, was nicht immer leicht ist, weil Kirche nicht wirklich „in“ ist.

Neben der Schule bin ich von der Diözese Aachen mit der Seelsorge für die englischsprachige Ge-

meinde beauftragt, die hauptsächlich aus Afrikanern besteht. Diese Gemeinde hat bei uns im Missionshaus ihre Heimat gefunden. Die Gottesdienste auf afrikanische Art und Weise, Taufen, Hochzeiten, Gespräche in den Familien, Hilfe bei Problemen brauchen einen Teil meiner Zeit. Wer einen Sonntagsgottesdienst erlebt, versteht, warum die afrikanischen Familien neben ihrer Verbindung zu den deutschen Gemeinden auch ein Eigenleben brauchen.

Als afrikanischer Spiritaner sehe ich eine wichtige Aufgabe darin, diesen Familien hier eine Heimat zu geben. Ich freue mich, dass diese Arbeit von der Diözese anerkannt wird und dadurch unser Haus noch mehr zu einem Missionshaus wird.

Trotz aller Schwierigkeiten fühle ich mich mit meiner „Mission“ in Deutschland wohl.

Pater Chidi Emezi

Wir gedenken unseres Mitbruders Bruder Alexander Wagner

Unser verstorbener Mitbruder Alexander Wagner wurde am 7. August 1920 in Altrich, Kreis Wittlich, als zweites von sechs Kindern geboren. Von seinen Eltern Johann und Anna Wagner, die eine Landwirtschaft, eine Gaststätte und eine Schnapsbrennerei betrieben, erhielt er den Vornamen Rudolf. Die Volksschule in Altrich beendete er mit einem sehr guten Zeugnis.



1935 begann er die Ausbildung zum kaufmännischen Büroangestellten und wurde anschließend von der Firma übernommen. In seiner Freizeit half er zu Hause. 1940 wurde er zum Arbeitsdienst und dann zur Wehrmacht einberufen und 1946 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er kehrte in seinen Beruf und in seine alte Firma zurück.

Aber es regte sich seit einigen Jahren auch der Gedanke in ihm, „ins Kloster zu gehen“, wie er 1951 in seinem Aufnahmegesuch schrieb. Sein handgeschriebener Lebenslauf ist in einer eleganten Sprache und formvollendet abgefasst. Er war damals 31 Jahre alt. Nach dem Postulat in Knechtsteden wurde ihm vom Direktor des Postulates, Pater Josef Lenoir,

und von der Kommunität ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt: Er sei fleißig, fromm und habe ein lebenswürdiges, hilfsberechtigtes Wesen. Nach dem Noviziat in Heimbach legte er am 8. Dezember 1953 seine erste Profess ab und wählte sich den Ordensnamen Alexander.

Niemand hatte eine so exakte Handschrift wie er

Von 1954 bis 1970 lebte Bruder Alexander in Knechtsteden und arbeitete vor allem als Sekretär in der Schriftleitung unserer damaligen Missionszeitschrift „Echo aus den Missionen“ und im Versand der Missionsprokur. Dann wurde er nach Heimbach ver-

setzt, wo er sich bis 1976 in Küche, Haus und Landwirtschaft nützlich machte. Ab 1976 begegneten wir ihm in Broich, wo er 24 Jahre lang, bis zum Jahre 2000, als Schulsekretär arbeitete. Und niemand hatte eine so exakte Handschrift wie er, und er hat hunderte von Abiturzeugnissen mit Hand „gemalt“. Fleiß, Exaktheit und Zuverlässigkeit waren seine Markenzeichen.

Aber dann ließen auch seine Kräfte nach. Er betätigte sich noch im Haus, verschloss sich aber mehr und mehr den Menschen seiner Umgebung gegenüber. Als er schließlich pflegebedürftig wurde, fand er im April 2004 Aufnahme im Senioren- und Pflegeheim Serafine in Würselen.

Da die Spiritaner in Knechtsteden mittlerweile über eine eigene Pflegeeinrichtung verfügen, willigte Bruder Alexander ein, seine letzten Jahre dort zu verbringen. Am 9. September 2009 wurde er nach Knechtsteden gebracht. Aber schon am Abend des 18. September rief ihn der Herr zu sich. Wir, seine Mitbrüder, Verwandten und Freunde halten sein Andenken in Ehren und beten für ihn. **Pater Konrad Breidenbach**

UNSERE VERSTORBENEN

Heupelzen: Hans Karl Zöller
Köln: Anneliese Sprenger
Konstanz: Agnes Tollkühn, Hildegard Thaler, Helmut Stich
Lauda-Königshofen: Anna Lippert
Schleiden: Agnes Drügh

IMPRESSUM

kontinente-Beilage der Spiritaner und Spiritanerinnen

Verwaltung:
Vertriebsstelle der Spiritaner
Missionshaus Knechtsteden
41540 Dormagen
Tel.: 02133/869-119.

Verlag:
kontinente-Missionsverlag GmbH
Postfach 10 2164, 50461 Köln.

Preise:
Jahresbezugspreis in Europa
Postbezug : 10,80 Euro
Botenbezug: 10,20 Euro
Zahlungen für Deutschland:
Kontinente-Missionsgesellschaft
v.Hl. Geist, Postgiroamt Köln
1499 85-502 (BLZ 37010050) oder
Kreissparkasse Köln 77473
(BLZ 37050299).

Für Belgien: kontinente der Spiritaner, CBC Bank Eupen Konto
197-6325 701-74

Internet:
Email: gimborn@spiritaner.de

Redaktion:
P. Bruno Trächtler, CSSp,
Missionshaus Knechtsteden,
41540 Dormagen, Tel. 02133/8690
oder Soeurs Missionnaires du
St. Esprit, 18 rue Plumet,
75015 Paris (Frankreich)

Litho und Druck:
LVD Limburger Vereinsdruckerei,
Senefelderstr. 2, D-65549 Limburg.
Objekt 39

Angst vor Vielfalt der Religionen

In Deutschland nimmt bei aller Bereitschaft zu Dialog und Multikulti die Zahl der Menschen zu, die durch die wachsende Vielfalt der Religionen eine Bedrohung des sozialen Friedens sehen und auf die Assimilation des „Fremden“ drängen. Zu diesem Ergeb-

nis kommt der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack in einer Untersuchung „Grenzen der Pluralisierung. Wie die Deutschen über die neue religiöse Vielfalt denken“.

Eine deutliche Mehrheit der Deutschen sehe die wachsende Viel-

falt religiöser Gruppierungen in der Gesellschaft als eine Ursache von Konflikten an. Diese Sicht teilten etwa 72 Prozent der West- und 69 Prozent der Ostdeutschen. Zudem habe jeder Zweite bekundet, er fühle sich durch fremde Kulturen bedroht. **KNA**